

Zeitschrift:	Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse
Herausgeber:	Verband Schweizerischer Privatschulen
Band:	29 (1956-1957)
Heft:	10
Artikel:	Wohnstube im Winter : eine literarische Betrachtung
Autor:	Reinhard, Walter
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-850534

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

um ein Jahrzehnt älter geworden ist; denn das erste Delikt hat auf den angehenden Mann zweifelsohne traumatisch gewirkt. Nicht nur sein Gewissen muß auf dem Wege der Psychotherapie geändert, auch das Trauma muß so weitgehend verarbeitet werden, daß es aufgelöst wird.

Deckungsverbrechen in der Art der zwei erwähnten Fälle sind glücklicherweise eher selten. Das bedeutet jedoch nicht, daß sie nicht auch erörtert werden müssen.

Mit den Strafen, so wird etwa argumentiert, habe man doch gewiß auch eine Besserung bezwecken wollen, und darum seien sie erzieherisch gerechtfertigt.

Dagegen ist zu sagen, daß es offenbar falsch ist, Strafen als Allerweltsheilmittel gegen deliktische Kinder und Jugendliche zu betrachten. Die Erfahrung spricht eine andere Sprache: viele Strafen nützen nichts, weil sie nicht bessern, oft eher nur verhärten und die Rechtsbrecher vorsichtiger machen.

Es sei nicht bestritten, daß das Strafen oft das Gewissen entsühnt, beruhigt, wieder ins Gleichgewicht bringt. Dies tun insbesondere die Wiedergutmachungsstrafen, insofern sie vom Delinquenten innerlich akzeptiert werden können. Dagegen wirken Rache-, Vergeltungs- und Abschreckungsstrafen meist kaum.

Die Neuzeit hat uns Einsicht nehmen lassen auf Vorgänge in der menschlichen Seele, die unbewußt vor sich gehen. Sie gab uns auch scharfe Mittel in die Hand, um ins unbewußte Seelische eingreifen zu können, dessen Dynamik zu ändern.

Hier müssen wir zugreifen, um jugendliche Delinquenten zu bessern. Wir dürfen uns nicht damit beruhigen, eine Missetat, ein Delikt sei gesühnt, weil sie bestraft worden sind. Der Gesellschaft muß daran liegen, ihre Rechtsbrecher wieder in die gültige Moral einzubeziehen — aus ehemaligen Ver-

brechern normal sich verhaltende Bürger zu schaffen. Diese Forderung müssen wir schon vom Gesichtspunkt ihrer finanziellen Tragweite aus stellen: es kostet die Allgemeinheit viel mehr, einen Delinquenten immer neu in Anstalten zu versorgen, als eine psychotherapeutische Behandlung zu tragen.

Uns geht es jedoch nicht um die Kosten. Wenn ein jugendlicher Rechtsbrecher auf dem Wege der Nacherziehung zum 'guten Bürger' wird, dann ist ihm selber und der Gesellschaft geholfen. Es geht um die rein menschlichen und die zwischenmenschlichen Beziehungen. Es besteht die Aussicht, daß wir im Laufe der nächsten hundert oder zweihundert Jahre überhaupt zur straffreien Erziehung kommen werden. Die Mittel hierzu sind zwar noch nicht alle gefunden, aber sie zeichnen sich ab. Es muß so weit kommen, daß wir alle es als verpönt betrachten (nicht als ein Heldenstück), gestraft zu werden und Strafen zu erteilen.

Überlegen wir uns: vor etwa hundert Jahren noch amtete im Militär der Profoß. Heute wäre dies undenkbar. Vor 40—50 Jahren konnte man sich keine Schulstube, keine Lehrkraft ohne Stock denken, und Körperstrafen waren etwas alltägliches. Heute wäre ein Lehrer, der meerrohrbewaffnet die Kinder erziehen möchte, lächerlich. — Also besteht die Möglichkeit einer Wandlung der diesbezüglichen Mentalität. Sie läßt hoffen, daß in der Zukunft einmal das Strafen ganz ausgeschaltet werden kann, obgleich dies im jetzigen Zeitpunkt noch nicht völlig möglich ist.

«Heilen, statt strafen — helfen, statt strafen!» dies wird in absehbarer Zeit die Devise bei der Erziehung und beim Rechtsprechen gegenüber Jugendlichen sein.

Und wahrscheinlich wird man auch dazu kommen, mindestens gewisse Kategorien erwachsener Rechtsbrecher zu heilen, statt sie nur zu bestrafen.

Wohnstube im Winter

Eine literarische Betrachtung

Von Walter Reinhard

Den Winter erfahren wir stets in zwei Erlebnisräumen: einem Draußen und einem Drinnen. Der Frühling, der Sommer, der Herbst — sie alle wollen draußen genossen sein. Die ersten Veilchen pflückt man nicht in der Wohnstube, und die Banner des Herbstes wehen nicht in den gefüllten Scheunen. Wer aber dem Sommer begegnen will, muß früh

mit dem Mähdreher in der Wiese stehn, muß wandern oder nach des Tages Mühen ein erfrischendes Seebad nehmen. Solche Genüsse kennt der Winter freilich auch. Einen Gang durch den verschneiten Wald, das Erlebnis der Unendlichkeit, wenn der Schnee alle Spuren und Grenzen verwischt hat, eine Schuhfahrt den steilen Hang hinunter, Schlittengeröll und

Schlittschuhfreuden — das alles will er denen schenken, die sich aufraffen und dem Hause den Rücken kehren.

Aber der Winter geht in diesen Erlebnissen nicht auf. Erst durch ihn darf der Mensch so recht die Traulichkeit der Wohnstube erfahren. Er versammelt Eltern und Kinder zu gemeinsamem Spiel um den Familienschrein. Er läßt Mägde und Knechte zusammenrücken und in stiller Abendstunde dem Erzähler lauschen oder über den Lauf des Jahres nachsinnen. Er macht das Buch begehrte und weist der Hausmusik ihre Stelle an. Vor allem aber weiß er um das schönste aller Feste, zu dem ein Tannenbaum aus dem verschneiten Wald in die menschliche Behausung einziehen und als Lichterbaum zum Träger einer Botschaft werden darf.

Niemand hat die Traulichkeit der winterlichen Wohnstube, die Seligkeit der Weihnachtsvorbereitungen und den Zauber des hohen Festes selbst, auch jenen Zauber, der die letzte Stunde des Jahres umgibt, feiner und wahrer geschildert als *Ernst Wiechert* in seinem Buch «Menschen und Wälder», wo im Kapitel «Feste und Spiele» das Drinnen des Winters in seinem ganzen Reichtum vor uns ausbreitet wird:

«Je tiefer ich zurückzugehen versuche in das Land der verfließenden kindlichen Erinnerung, desto mehr scheint mir, als ob nicht das erste Weihnachtslicht es sei, das sich aus dem Dunkel der Heiligen Nächte vor meinen Augen aufhebt, sondern als sei vielmehr die erste Erinnerung an den Glockenton gebunden, der an jedem Adventssonntag und in der letzten Adventswoche an jedem Abend «vom Himmel hoch» bis an die Fenster unserer Wohnstube kam. Die Knechte, die wir während meiner Kinderzeit hatten, mögen in ihrer Tätigkeit und Zuverlässigkeit verschieden gewesen sein, aber in einer Hinsicht war ihre Fertigkeit gleicher Bewunderung würdig: in der Kunst, den Klang der Schlit tenglocke von der Stalltür bis zum Fenster so allmählich anschwellen zu lassen, daß auch der verstockteste Heide auf die Knie gezwungen worden wäre, weil eben kein Zweifel daran sein konnte, daß dieser Glockenton aus dem Himmel herabgestiegen kam, von Schneeflocken umweht, vom Winde leise vertrieben, bis das Metall sich draußen auf das Fensterbrett legte und nun das Schweigen eintrat, das nur über zwei gefalteten Engelsschwingen wohnen konnte.

Ich kann nicht glauben, daß die «Hirten auf dem Felde» überwältigter gewesen sind von Licht und Chor der himmlischen Heerscharen, als ich es damals war. Voller Ernst und Spannung wandten die Gesichter der Großen sich uns zu, indes wir die

Hände falteten und nacheinander die Gebete sprachen, die man uns gelehrt hatte, wobei uns das Herz im Halse schlug und unsre Augen auf das verhängte Fenster gerichtet waren, hinter dem doch kein Schatten verriet, ob ein Engel oder Gottvater selbst davor stand. Und dann kam die dunkle fremde Stimme von jenseits der Sterne: «Sind's art'ge Kind? Sind's böse Kind?» Und die klare, tapfere Antwort unsrer Mutter: «Sind art'ge Kind!» Dann hob die Glocke sich auf, immer höher, leiser und ferner, bis sie verstummte und das Blut wieder zum Herzen strömte».

Was ein Mensch vom Drinnen des Winters erfährt, ehe er als Dichter davon erzählen kann, hängt nun freilich davon ab, wohin er den Blick wendet: ob von außen nach innen oder von innen nach außen.

Man kann nämlich — das ist die eine Möglichkeit — dem Fenster den Rücken kehren und unter der Lampe mit Vorbereitungen zum Weihnachtsfest beschäftigt sein. Ja das Fest selber, bei dem die Kinder nicht mehr gegen das verhängte Fenster hinkommen und hinhören, sondern nach dem Christbaum hin, in welchem die himmlische Welt in unser diesseitiges Leben hereinstrahlt, wird wesentlich in dieser Richtung erfahren. Und auch davon, ja davon noch mehr, weiß *Ernst Wiechert* zu berichten. Doch mag es nun die Aufgabe des Lesers sein, zum Buch zu greifen und darin den herrlichen Abschnitt bis zum Ende zu genießen. Nur eine kurze Stelle sei noch im Wortlaut angeführt, weil in ihr das Erlebnis der Wohnstube im Winter unmittelbar ausgesprochen wird:

»So hatte das Allerheiligste dieses Festes den schönen Vorzug, daß vor ihm eine Reihe von «Vorhöfen» lagen, in denen das Letzte bereits zu ahnen war, und nicht der geringste von ihnen war die Stätte der Weihnachtsbäckerei, die vom Reiben der Mandeln bis zur Herstellung des Marzipangusses alle Künste erforderte, deren wir fähig waren, und bei der nicht etwa das Recht auf Abfälle und Reste das Beseligende war, sondern die schöne Feierlichkeit alter Gebräuche und Rezepte, die Eintracht, der Friede, das stille Geborgensein im tief verschneiten Haus und in der Liebe der Eltern, die um diese Zeit ja von besonderer Innigkeit war.«

Man kann nun aber — das ist die zweite Möglichkeit, das Drinnen des Winters zu erfahren — ebenso gut am Fenster stehen und aus der Geborgenheit des Zimmers dem Treiben der Schneeflocken zuschauen, am Dach des Nachbarhauses die Eiszapfen zählen oder gar jenes Fest begehen, das *Matthias Claudius* eigens für die Seinen erfunden hat:

«Hab' eine neue Erfindung gemacht, *Andres*, und soll dir hier so warm mitgeteilt werden.



Du weißt, daß in jeder gut eingerichteten Haushaltung kein Festtag ungefeiert gelassen wird, und daß ein Hausvater zulangt, wenn er auf eine gute Art und mit einem Schein des Rechts einen neuen an sich bringen kann. So haben wir beide, außer den respektiven Geburts- und Namenstagen, schon verschiedene andre Festtage an unsren Höfen eingeführt, als das *Knospenfest*, den *Widderschein*, den *Maimorgen*, den *Grünzüngel*, wenn die ersten jungen Erbsen und Bohnen gepflückt werden sollen usw.

Nun ist wohl wahr, daß der Sommer und sonderlich das Frühjahr viel schön sind. Gleich wenn der Winterschnee auftauet, und man den bloßen Leib der Erde zum erstenmal wieder sieht, fängt sich diese Viel-Schönheit an und geht denn immer mit größeren Schritten fort, bis Blumen und Blätter aufgeblühet sind, und der Mensch vor dem vollen Frühling steht wie *Gleims* Kind vor einem Blumenkorb. Und gewiß lehret uns der Frühling Gott und seine Güte sonderlich; denn, wie Freund *Fritz* sagt, was so zu Herzen geht, muß aus irgendeinem Herzen kommen. Und also sind die Frühlings- und Sommerfesttage gar sehr am rechten Ort, ich habe weiter nichts dawider. Es ist mir aber doch immer schon vorgekommen, daß im Herbst und Winter auch was zu machen wäre, nur habe ich die Sache noch nie recht ins Klare bringen können.

Gestern aber, wie das mit den Erfindungen ist: man findet sie nicht, sondern sie finden uns, gestern, als ich im Garten gehe und an nichts weniger denke, schießen mir mit einmal zwei neue Festtage aufs Herz, der *Herbstling* und der *Eiszäpfel*, beide gar erfreulich und nützlich zu feiern.

Der Herbstling ist nur kurz und wird mit Bratäpfeln gefeiert. Nämlich, wenn im Herbst der erste Schnee fällt, und darauf muß genau acht gegeben werden, nimmt man so viel Äpfel, als Kinder und Personen im Hause sind und noch einige darüber, damit, wenn etwa ein Dritter dazu käme, keiner an seiner Quote gekürzt werde, tut sie in den Ofen, wartet, bis sie gebraten sind, und ißt sie denn.

So simpel das Ding anzusehen ist, so gut nimmt sich's aus, wenn's recht gemacht wird. Daß dabei allerlei vernünftige Diskurse geführt, auch oft in den Ofen hinein geguckt werden muß usw., versteht sich von selbst.

Und so viel vom Herbstling.

Der *Eiszäpfel* will nun wieder ganz anders traktiert sein und hat seine ganz besonderen Nücken. Mancher denkt wohl, wenn er Eiszapfen am Dach sieht, könne er nur gleich anfangen zu feiern; aber weit gefehlt, es wird mehr dazu erfordert. Der *Eiszäpfel* kann durchaus ohne einen Schneemann nicht

gefeiert werden, und dazu muß erst Schnee sein und dann Tauwetter kommen, daß der Schneemann gemacht werden kann, und wenn er gemacht ist und vor dem Fenster steht, muß es wieder frieren, daß Eiszapfen am Dach werden, einer halben Elle lang, nicht länger und nicht kürzer usw. Das sind die Präliminär-Artikel und die *Conditio sine qua non*.

Was sagst du nun? Gelte, das ist'n intrikates Fest! Es geht auch mancher Winter darüber hin, ohne daß eins zustande kommen kann. Wenn nun aber obige Umstände alle eingetreten sind und sonst kein merkliches Hindernis im Wege ist, so kannst du denn zwischen drei und vier Uhr nachmittags das Fest angehen lassen, das NB. von Anfang bis zu Ende mit trockenem Munde gefeiert wird. Nach vier, wenns dunkel geworden ist, wird eine Laterne in den hohlen Kopf des Schneemanns getan, daß das Licht durch die Augen und den Mund herauscheint — und denn geht groß und klein auf und ab im Zimmer und sieht aus dem Fenster unter den Eiszapfen hin nach dem Schneemann und denkt dabei an einen anderen *Schneemann*, ein jeder, nach dem ihm der Schnabel gewachsen ist, und das ist der höchste Moment der Feier.

Lebe wohl, *Andres*, und feire fleißig alle Festtage und alle heilige Abende, bis der rechte heilige Abend anbricht».

Von innen nach außen blicken muß man auch, wenn man die Eisblumen betrachten will, die der Winter ans Fenster gezaubert hat. Sie sind Motiv in einem Gedicht des Bündner Dichters *Martin Schmid*.

Eisblumen

O Wintermorgen! Kühles Silberlicht
Fällt leis herein aus Feldern tief im Schnee,
Ein Wundergärtlein, blau getönt, erstrahlt
Von weißer Nacht aufs Fensterglas gemalt.
Davor erblickt mein Auge Wald und Höh —
Es läßt Natur die Frühlingsträume nicht.

Und spielend folge mit dem Finger ich:
Ei, Fächerpalmen, Blumen, Kraut und Gras,
Zartsilbern, märchenschön auf schlichtem Glas,
Ich träume, ziehe lächelnd Strich um Strich,
Zerfließt auch alles bald wie Dunst und Schaum,
Natur webt ewig ihren Schöpfertraum.

Hier spricht nicht mehr der Erzähler und nicht der gemütvolle Briefschreiber, hier spricht der Dichter, der eben jetzt vor einem Wunder steht und einfach sagen muß, was ihn erfüllt.

Das Gedicht beginnt mit einem Ausruf des Entzückens, ja des Überwältigtseins, und nennt dann gleich die Herrlichkeiten, die das Morgenglück des Dichters ausmachen: das kühle Silberlicht, das von den verschneiten Feldern her ins Zimmer dringt, und die schimmernde Eislandschaft, die das Fensterglas bedeckt. Ein «Wundergärtlein» von blauer Tönung und ein Vorgelände aus Wald und Hügel haben sich darin ab. Das aber ist das Erstaunliche, das Wunder, das den Dichter bewegt, daß uns diese Eislandschaft nicht unverständlich bleibt, sondern — bei aller Märchenhaftigkeit — bekannte Züge aufweist; daß es vertraute Dinge in ihr zu entdecken gibt; ja daß auch sie selbst bekannte Formen und Gestalten angenommen hat: eben jene eines Gärtelins voll seltsamer Blumen und Gewächse, eines Laub- oder Nadelwaldes in frühlingshafter Frische, eines Berges oder Hügels, der zum Wandern lockt: «Es läßt Natur die Frühlingsträume nicht».

Spielend undträumend folgt der Dichter mit dem Finger den kristallenen Gebilden, und seine Freude wächst, je mehr er sich ans Einzelne verliert. Denn nicht nur, was der *Frühling* bringt, die ganze Schöpfung ist im Bild zugegen: «Ei, Fächerpalmen, Blumen, Kraut und Gras». So spricht denn der Dichter am Ende der zweiten Strophe nicht mehr von Frühlingsträumen, sondern von einem einzigen, großen, dem Schöpfertraum: «Natur webt ewig ihren Schöpfertraum».

Gleichfalls der Häuslichkeit verhaftet, wobei es — wenn auch viel unbestimmter — die Richtung von innen nach außen, das Schauen durch das Fenster, betont, ist das unvergleichliche Gedicht von *Eduard Mörike*:

An einem Wintermorgen vor Sonnenaufgang

O flaumenleichte Zeit der dunkeln Frühe!
Welch neue Welt bewegest du in mir?
Was ist's, daß ich auf einmal nun in dir
Von sanfter Wollust meines Daseins glühe?

Einem Kristall gleicht meine Seele nun,
Den noch kein falscher Strahl des Lichts getroffen;
Zu fluten scheint mein Geist, er scheint zu ruhn,
Dem Eindruck naher Wunderkräfte offen,
Die aus dem klaren Gürtel blauer Luft
Zuletzt ein Zauberwort vor meine Sinne ruft.

Bei hellen Augen glaub' ich doch zu schwanken;
Ich schließe sie, daß nicht der Traum entweiche.
Seh' ich hinab in lichte Feenreiche?
Wer hat den bunten Schwarm von Bildern und Gedanken
Zur Pforte meines Herzens hergeladen,
Die glänzend sich in diesem Busen baden,
Goldfarb'gen Fischlein gleich im Gartenteiche?

Ich höre bald der Hirtenflöten Klänge
Wie um die Krippe jener Wundernacht,
Bald weinbekränzter Jugend Lustgesänge;
Wer hat das friedenselige Gedränge
In meine traurigen Wände hergebracht?

Und Welch Gefühl entzückter Stärke,
Indem mein Sinn sich frisch zur Ferne lenkt!
Vom ersten Mark des heut'gen Tags getränkt,
Fühl' ich mir Mut zu jedem frommen Werke.
Die Seele fliegt, soweit der Himmel reicht,
Der Genius jauchzt in mir! Doch sage,
Warum wird jetzt der Blick von Wehmut feucht?
Ist's ein verloren Glück, was mich erweicht?
Ist es ein werdendes, was ich im Herzen trage? —
Hinweg, mein Geist! hier gilt kein Stillestehn:
Es ist ein Augenblick, und alles wird verwehn!

Dort, sieh! am Horizont lüpft sich der Vorhang schon!
Es träumt der Tag, nun sei die Nacht entfloh'n;
Die Purpurlippe, die geschlossen lag,
Haucht, halb geöffnet, süße Atemzüge:
Auf einmal blitzt das Aug', und, wie ein Gott, der Tag
Beginnt im Sprung die königlichen Flüge!

Der Dichter mag eben erwacht sein. Noch ist es dunkel in der Kammer. Durch das Fenster aber erblickt er den «klaren Gürtel blauer Luft», darin er nahe Wunderkräfte ahnt.

Und nun öffnet auch er den Mund zu einem Wort freudiger Ergriffenheit, mehr noch: zu einem Ausruf tiefsten Seligseins. Sein Staunen gilt jedoch nicht den Eisblumen am Fenster noch sonst einem Wunderwerk aus Schnee und Eis. Es gilt seinem Innern, der eigentlich-glücklichen Verfassung seines Gemüts, den merkwürdigen Vorgängen auf dem Grunde seiner Seele, deren er innewerden darf.

Eine herrliche Leichtigkeit des Herzens und eine unbeschreibliche Daseinswonne erfüllen den Dichter. Sein Geist ist in Bewegung geraten. Er scheint zu fluten, scheint zu ruhen und steht ganz der Welt des Wunders offen, die sich ihm entgegendorngt. Sie entschwände ihm, behielte er die Augen offen. So schließt er sie wieder, um schauend und geniesend bei dem zu verweilen, was die Phantasie, durch die Märchenluft des Wintermorgens geweckt, an Gedanken und Bildern an ihm vorüber ziehen läßt: «Ich höre bald der Hirtenflöte Klänge / Wie um die Krippe jener Wundernacht / Bald weinbekränzter Jugend Lustgesänge». Gedanken, Bilder, Erinnerungen, Töne — das ist es, was der Dichter braucht, um schaffen zu können, und so lebt denn jetzt in ihm das Gefühl entzückter Stärke: «Der Genius jauchzt in mir!» Mit der Morgenröte aber ist die Schöpferstunde zu Ende. Herrlich wie der junge Tag tritt das Kunstwerk aus dem Zwielicht des Dämmerzustandes, in dem es geworden ist.

Auch *Eduard Mörike* erlebt also das Drinnen des Winters, aber nicht als Traulichkeit der Wohnstube oder Behaglichkeit der Schlafkammer, sondern als die Atmosphäre, die ihn nach einer klaren Winternacht in der flaumenleichten Zeit der dunklen Frühe umgibt, das heißt als die Atmosphäre, in der bei ihm der Genius erwacht.